

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 160. Bromberg, den 17. Juli 1929.

Das Flaschenteufelchen.

Von Robert Stewenson.

(Schluß.)

„Himmel!“ sagte sie bei sich selber; „wie gedankenlos bin ich gewesen — wie schwach! Nicht ich, sondern er schwebt in dieser ewigen Gefahr; er, nicht ich, nahm den Fluch auf seine Seele. Um meinetwillen, aus Liebe zu einem Geschöpf, das so wenig wert ist und so wenig helfen kann, sieht er jetzt die Flammen der Hölle bei sich — ja, riecht schon ihren Qualm, wie er da draußen liegt in Sturm und Mondschein. Bin ich so stumpfsinnig, daß ich bis jetzt niemals meine Pflicht geahnt habe, oder sah ich sie schon vorher und schob sie beiseite? Aber nun will ich wenigstens meine Seele in beide Hände meiner Liebe nehmen; jetzt nehme ich Abschied von den weißen Stufen zum Himmel und den wartenden Gesichtern meiner Freunde. Liebe um Liebe — und möge meine Liebe Keawes Liebe gleich sein! Seele um Seele — laß es die meinige sein, die zugrunde geht!“

Sie war ein flinkes behendes Weib und schnell mit ihrem Anzug fertig. Sie nahm in ihre Hand das Wechselgeld — die kostbaren Centimesstücke, die sie immer bereit hielten; denn diese Münze ist wenig im Gebrauch, und sie hatten sich bei einer amtlichen Stelle damit versehen. Als sie draußen in der Allee war, trieb der Wind Wolken heran, und der Mond wurde verdunkelt; die Stadt lag im Schlaf, und sie wußte nicht, wohin sie gehen sollte, bis sie im Schatten der Bäume einen Menschen husten hörte.

„Alter Mann“, sagte Kokua, „was suchst du hier draußen in der kalten Nacht?“

Der alte Mann konnte vor Husten kaum sprechen, aber sie verstand schließlich so viel, daß er alt und arm war und fremd auf der Insel.

„Willst du mir einen Dienst erweisen?“ sagte Kokua; „als ein Fremdling dem anderen und als ein alter Mann einem jungen Weibe — willst du einer Tochter Hawais helfen?“

„Oho!“ sagte der alte Mann. „So bist du die Hexe von den acht Inseln und suchst sogar meine arme Seele zu umstricken? Aber ich habe von dir gehört und spotte deiner sündhaften Lockung!“

„Setze dich hierher“, sagte Kokua, „und laß mich dir eine Geschichte erzählen.“

Und sie erzählte ihm die Geschichte von Keawe, vom Anfang bis zum Ende, und so schloß sie:

„Nun, ich bin seine Frau, die er mit dem Heil seiner Seele erkauft hat. Was könnte ich tun? Wenn ich selber zu ihm ginge und ihm anböte, die Flasche zu kaufen, würde er nein sagen. Aber wenn du gehst — dann wird er sie bereitwillig verkaufen. Ich will hier auf dich warten; du kaufst sie für vier Centimes, und ich kaufe sie dir für drei wieder ab. Und der Herrgott gebe einem armen Mädchen Kraft!“

„Wenn du mit falschem Herzen redest“, sagte der alte Mann, „so glaube ich, Gott würde dich auf der Stelle sterben lassen.“

„Das würde er! Verlaß dich darauf, das würde er! Ich könnte nicht verräterisch sein — Gott würde es nicht leiden.“

„Gib mir die vier Centimes und warte hier auf mich“, sagte der alte Mann.

Als nun Kokua allein auf der Straße stand, erstarrte ihre Seele. Der Wind heulte in den Bäumen, und ihr kam es vor, wie wenn es das Rauschen der Höllenflammen wäre; die Schatten schwankten im Licht der Straßenlaterne, und sie kamen ihr vor, wie Hände böser Geister, die nach ihr griffen. Hätte sie die Kraft gehabt, so hätte sie weglaufen müssen, und hätte sie den Atem gehabt, so hätte sie laut schreien müssen; aber wirklich, sie konnte weder das eine noch das andere, und stand und zitterte da in der Allee, wie ein geängstigtes Kind.

Dann sah sie den alten Mann zurückkommen, und er hielt die Flasche in seiner Hand.

„Ich habe nach deinem Wunsch getan“, sagte er; „als ich deinen Mann verließ, weinte er wie ein Kind; heute Nacht wird er ruhig schlafen.“

Er hielt ihr die Flasche hin.

„Bevor du mir sie gibst“, sagte Kokua keuchend, „nimm das Gute mit dem Bösen — verlange von deinem Husten befreit zu werden.“

„Ich bin ein alter Mann“, erwiderte er, „und zu nahe am Tor des Grabes, um vom Teufel eine Gunst anzunehmen. Aber was ist dies? Warum nimmst du nicht die Flasche? Zögerst du?“

„Nichts von Zögern!“ rief Kokua. „Ich bin nur schwach. Gönne mir einen Augenblick noch. Es ist nur meine Hand, die widerstrebt; mein Fleisch schreckt zurück vor dem verfluchten Ding. Einen Augenblick nur!“

Der alte Mann sah Kokua freundlich an; dann sagte er: „Armes Kind! Du hast Angst; deine Seele täuscht dich. Wohlan, laß mich die Flasche behalten. Ich bin alt und kann in dieser Welt nicht mehr glücklich sein, und was in der nächsten —“

„Gib sie mir!“ keuchte Kokua. „Hier ist dein Geld. Denkst du, ich bin so gemein? Gib mir die Flasche.“

„Gott segne dich, Kind!“ sagte der Alte.

Kokua verbarg die Flasche unter dem Holoku, sagte dem alten Mann Lebewohl und ging den Baumgang entlang, es war ihr gleichgültig wohin. Denn alle Wege waren für sie gleich — sie führten alle in die Hölle. Manchmal ging sie, manchmal lief sie, manchmal schrie sie laut in die Nacht hinaus, manchmal lag sie im Straßenstaub und weinte. Alles, was sie von der Hölle gehört hatte, fiel ihr ein; sie sah die Flammen lodern und roch den Qualm, und ihr Fleisch zerfiel auf den glühenden Kohlen.

Als es fast Morgen war, kam sie wieder zur Besinnung und ging nach ihrem Hause zurück. Es war genau, wie der alte Mann gesagt hatte: Keawe schlummerte wie ein Kind. Kokua stand da und starrte auf sein Antlitz und sagte:

„Jetzt, mein Gatte, kannst du schlafen. Wenn du erwachst, kannst du singen und lachen. Aber die arme Kokua, die nichts Böses dachte — ach! für die arme Kokua gibt es keinen Schlaf mehr, kein Singen mehr, keine Freude mehr — weder auf Erden, noch im Himmel.“

Und sie legte sich in das Bett an seine Seite, und ihr Elend war so groß, daß sie augenblicklich in einen tiefen Schlaf verfiel.

Spät am Morgen weckte ihr Gatte sie auf und erzählte ihr die gute Nachricht. Er war anscheinend ganz wahnsinnig vor Entzücken, denn er achtete gar nicht auf ihren Kummer, obgleich sie diesen nur schlecht verhehlen konnte. Die Worte blieben ihr in der Kehle stecken; Keawe sprach genug für beide. Sie aß keinen Bissen, aber wer hätte das bemerken sollen? Keawe leerte die ganze Schüssel. Kokua sah und hörte ihn, wie etwas Sonderbares in einem Traum; zeitweise vergaß sie ihr Unglück oder zweifelte daran und legte ihre Hände auf die Stirne; daß sie selber sich verdammt wußte und dabei ihren Gatten schwatzen hörte, erschien so ungeheuerlich.

Die ganze Weile aß Keawe und plauderte und machte Pläne für ihre Rückfahrt und dankte ihr dafür, daß sie ihn gerettet habe, und schmeichelte ihr, und nannte sie die treue Helferin, die schließlich doch Rat gewußt habe. Er lachte über den alten Mann, der so dumm gewesen wäre, die Flasche zu kaufen.

„Er sah aus wie ein würdiger alter Mann“, sagte Keawe, „aber kein Mensch kann nach dem äußeren Schein urteilen; denn wozu wollte der alte Schuft die Flasche haben?“

„Lieber Mann“, sagte Kokua bescheiden, „seine Absicht ist vielleicht gut gewesen.“

Keawe lachte ärgerlich und rief:

„Papperlapapp! Ein alter Schuft war er, sag ich dir; und ein alter Esel dazu! Denn es war schwer genug, die Flasche für vier Centimes zu verkaufen; und für drei, das wird ganz unmöglich sein. Es ist nicht mehr Spielraum genug, das Ding beginnt schon sengerig zu riechen — brrr!“ sagte er und schauderte. „Allerdings kaufte ich selber sie für einen Cent, als ich nicht wußte, daß es kleinere Münzen gebe. Ich lief wie ein Narr herum und fand keinen Käufer — du hattest mehr Glück; aber niemals wird noch einer gefunden werden — und wer die Flasche jetzt hat, der wird mit ihr zur Hölle fahren!“

„O mein Gatte!“ sagte Kokua. „Ist es nicht ein schreckliches Ding, sich selber durch das ewige Verderben eines anderen zu retten? Mir scheint, ich könnte darüber nicht lachen. Ich würde mich demütig fühlen. Ich würde voll von Trauer sein. Ich würde für den armen Menschen beten, der die Flasche hat.“

Da wurde Keawe noch ärgerlicher, weil er die Wahrheit ihrer Worte fühlte, und er rief:

„Firlefanz! Du magst voll Trauer sein, wenn du Lust hast. Aber ein gutes Weib denkt nicht so! Wenn du überhaupt an mich dächtest, würdest du dich jetzt schämen!“

Hierauf ging er aus, und Kokua war allein.

Welche Aussicht hatte sie, die Flasche für drei Centimes zu verkaufen? Keine — das sah sie klar und deutlich. Und wenn sie auch eine Aussicht hätte — ihr Mann nahm sie ja in aller Eile mit nach einem Lande, wo es keine kleinere Münze gab als einen Cent. Und hier — an dem Morgen ihrer Selbstopferung — lief ihr Gatte von ihr weg und schalt sie aus!

Sie wollte nicht einmal versuchen, die Zeit auszunutzen, die sie noch hatte, sondern saß zu Hause. Bald holte sie die Flasche hervor und sah sie in unaussprechlicher Angst an. Bald verbarg sie sie voll Ekel an irgendeinem Ort, wo sie sie nicht sah.

Nach einer Zeit kam Keawe heim und sagte ihr, sie solle mit ihm spazieren fahren.

„Mein Gatte“, antwortete sie, „ich bin krank, mir ist nicht gut zumute. Entschuldige mich —ich kann an keine Vergnügungen denken.“

Da wurde Keawe noch zorniger. Auf sie — weil er glaubte, sie denke nur noch über das Geschick des alten Mannes nach. Auf sich selber, weil er ihr eigentlich Recht gab, und weil er sich schämte, so glücklich zu sein.

„Das ist deine Treue!“ rief er; „das ist deine Liebe! Dein Gatte ist gerade eben vor ewigem Verderben errettet, das er nur deinetwillen auf sich nahm — und du kannst nicht an Vergnügen denken! Kokua, du hast kein aufrichtiges Herz!“

Wütend lief er wieder weg und zog den ganzen Tag in der Stadt herum. Er traf Freunde und zechte mit ihnen; sie nahmen einen Wagen und fuhren aufs Land und zechten dort auch wieder. Die ganze Zeit über war's Keawe unbehaglich zumute, weil er sich vergnügte, während seine Frau traurig war, und weil er in seinem Herzen wußte, daß sie mehr im Rechte war als er; und weil er das wußte, trank er um so mehr.

Nun war unter den Zechern, die mit ihm tranken, auch ein roher Mensch, ein Weißer, der früher Bootsmann auf einem Walfischfänger gewesen war, ein Landstreicher, Goldgräber, Galgenvogel. Ein gemeindenkender, dreckschnauziger Kerl. Er soff und freute sich, wenn er andere betrunken sah, und er drängte Keawe zum Trinken. Bald hatte die ganze Gesellschaft kein Geld mehr. Da rief der Bootsmann: „Hör' mal, du! Du bist ja reich — hast es wenigstens fortwährend gesagt. Du hast 'ne Flasche oder so 'nen Affenkram.“

„Ja“, sagte Keawe, „ich bin reich; ich will in die Stadt gehen und etwas Geld von meiner Frau holen; sie hat es in Verwahrung.“

„Das ist Unsinn, Maat“, sagte der Bootsmann; „traue niemals einem Unterrock mit den Dollars! Sie sind alle so falsch wie Wasser; halte lieber ein Auge auf sie!“

Nun, dieses Wort machte Eindruck auf Keawe; denn er war von all dem Trinken nicht mehr ganz klar im Kopf; und er dachte: „Ich sollte mich allerdings nicht wundern, wenn sie falsch wäre! Warum wäre sie sonst so niedergeschlagen, da ich doch erlöst bin? Aber ich will ihr zeigen, daß ich nicht der Mann bin, mit mir spaßen zu lassen! Ich will sie auf frischer Tat ertappen!“

Sie gingen demgemäß nach der Stadt zurück. Keawe sagte dem Bootsmann, er solle an der Ecke, beim alten Gefängnis, auf ihn warten, und ging allein die Allee hinauf bis an die Tür seines Hauses. Es war wieder Abend geworden; drinnen war Licht, aber kein Laut war zu hören, und Keawe schlich um die Ecke, öffnete sachte die Hintertür und sah hinein.

Da saß Kokua auf dem Fußboden, die Lampe neben ihr, vor ihr stand eine milchweiße Flasche mit einem runden Bauch und einem langen Halse; und Kokua sah die Flasche an und rang die Hände.

Lange Zeit stand Keawe da in der Tür und schaute. Erst war er so verblüfft, daß er nicht denken konnte; dann kam Angst über ihn, der Handel sei nicht richtig gewesen und die Flasche wieder zu ihm zurückgekommen, wie damals in San Francisco. Und da zitterten ihm die Knie, und die Dünste des Weines verflogen aus seinem Kopf, wie Nebel an einem Fluß am Morgen. Und dann hatte er einen anderen Gedanken, und das war ein seltsamer, der die Wangen erglühen machte. Und er sagte zu sich selber:

„Hierüber muß ich Gewißheit haben!“

So schloß er die Tür und ging leise wieder um die Hausecke und trat dann geräuschvoll in den Garten, wie wenn er gerade eben nach Hause gekommen wäre! Und siehe da! Als er die Haustür öffnete, war keine Flasche zu sehen, und Kokua saß auf einem Stuhl und fuhr empor, wie ein Mensch, der aus dem Schlaf geweckt wird.

„Ich habe den ganzen Tag gezecht und bin lustig gewesen“, sagte Keawe. „Ich war mit guten Gesellen zusammen und bin bloß gekommen, mir Geld zu holen; dann geh ich wieder mit ihnen zechen und jubeln.“

Dabei war sein Gesicht und seine Stimme so erregt wie das Jüngste Gericht; aber Kokua war zu verstört, um das zu bemerken.

„Du hast recht, lieber Mann; es ist ja dein eigenes Geld“, sagte sie, und dabei zitterte ihre Stimme.

„Oh, ich tue immer recht, in allen Dingen!“ sagte Keawe, und er ging stracks auf die Kiste los und nahm Geld heraus. Aber außerdem sah er in die Ecke, wo sie die Flasche aufbewahrt hatten, und da stand die Flasche.

Da schwankte vor ihm die Kiste auf dem Fußboden wie eine Meereswoge, und das Haus drehte sich um ihn wie ein Kranz von Rauch, denn er sah, daß er jetzt verloren war, und daß es kein Entrinnen gab.

„Es ist, wie ich befürchtete“, dachte er, „sie hat die Flasche gekauft.“

Und dann kam er ein wenig zu sich selber und stand auf, aber der Schweiß strömte über sein Gesicht, so dick wie Regen und so kalt wie Brunnenwasser. Und er sagte:

„Kokua, was ich dir heute sagte, paßt sich nicht für mich. Jetzt geh ich wieder zu meinen lustigen Gesellen, lustig sein“, und dabei lachte er gemütlich. „Das Weinglas wird mir mehr Vergnügen machen, wenn du mir verzeihst.“

Im Nu umschlang sie seine Knie, sie küßte seine Knie mit strömenden Tränen und rief: „Oh! Ich verlangte bloß ein freundliches Wort!“

„Laß uns niemals wieder hart voneinander denken!" sagte Keawe, und schon war er zum Hause hinaus.

Nun war das Geld, das Keawe genommen hatte, nur etwas von dem Vorrat von Centimesstücken, die sie gleich nach ihrer Ankunft sich besorgt hatten. Ganz gewiß hatte er keine Lust, noch zu trinken! Sein Weib hatte ihre Seele für ihn hingegeben — jetzt mußte er seine Seele für sie hingeben. Kein anderer Gedanke war auf der ganzen Welt für ihn da.

An der Ecke, beim alten Stockhaus, stand der Bootsmann und wartete auf ihn.

„Meine Frau hat die Flasche", sagte Keawe, „und wenn du mir nicht hilfst, sie von ihr herauszukriegen, gibt's heute abend kein Geld mehr und kein Getränk mehr."

„Du willst doch nicht sagen, daß das mit der Flasche Ernst ist?" rief der Bootsmann.

„Da ist die Laterne!" sagte Keawe; „sehe ich aus, wie wenn ich Spaß machte."

„Das stimmt. Du siehst so ernsthaft aus wie ein Gespenst."

„Na, also!" sagte Keawe; „hier sind zwei Centimes; du mußt zu meiner Frau ins Haus gehen und ihr diese für die Flasche anbieten, die sie dir — wenn ich mich nicht sehr irre — augenblicklich geben wird. Bringe sie mir hierher, und ich werde sie für einen Centime wieder von dir zurückkaufen; denn das ist bei der Flasche Gesetz, daß sie stets für eine geringere Summe verkauft werden muß, als sie gekostet hat. Aber was du auch tust — sag' ihr auf keinen Fall ein Wort davon, daß du von mir kommst!"

„Maat! Hast du mich auch nicht zum besten?" sagte der Bootsmann.

„Wenn ich's täte, könnte es dir ja nichts schaden", antwortete Keawe.

„Da hast du recht, Maat", sagte der Bootsmann.

„Und wenn du an meinen Worten zweifelst", fuhr Keawe fort, „so kannst du einen Versuch machen. Sobald du aus dem Haus heraus bist, wünsche dir deine Tasche voll Geld oder eine Flasche vom besten Rum oder was du magst, und du wirst sehen, was das Ding leistet."

„Schön, Kanake!" sagte der Bootsmann, „ich will's versuchen; aber wenn du deinen Spaß mit mir treibst, dann treib ich meinen auf deinem Buckel mit 'nem Tauende!"

So ging denn der Bootsmann die Allee hinauf, und Keawe stand und wartete. Es war beinahe dieselbe Stelle, wo Kokua die Nacht zuvor gewartet hatte; aber Keawe war fester entschlossen und schwankte nicht einen Augenblick in seinem Vorhaben; nur war seine Seele bitter vor Verzweiflung.

Es kam ihm vor, wie wenn er lange Zeit gewartet hätte, als er endlich eine Stimme in der dunklen Allee singen hörte. Er erkannte die Stimme als die des Bootsmanns, aber es war sonderbar, wie betrunken sie plötzlich klang.

Dann kam der Mann selbst in den Lichtkreis der Laterne getaumelt. Er hatte des Teufels Flasche in seinen Rock gesteckt und diesen zugeknöpft. Eine andere Flasche hielt er in der Hand, und in dem Augenblick, als er in Sicht kam, hob er sie an seinen Mund und trank.

„Du hast sie, wie ich sehe", sagte Keawe.

„Hand vom Sack!" rief der Bootsmann und sprang zurück. „Komm mir bloß einen Schritt zu nahe und ich hau dir in die Fresse! Du dachtest wohl, du könntest mich als deinen Dummen schicken, was?"

„Was meinst du!" rief Keawe.

„Was ich meine?" brüllte der Bootsmann; „das ist 'ne verdammt gute Flasche, jawoll! Das mein ich! Wie ich sie für zwei Centimes bekam, kann ich nicht begreifen. Aber ganz gewiß sollst du sie nicht für einen kriegen!"

„Du meinst, du willst sie nicht verkaufen?"

„Nä, Herr!" rief der Bootsmann; „aber ich will dir einen Schluck von dem Rum geben, wenn du Lust hast."

„Ich sage dir: der Mann, der die Flasche hat, fährt zur Hölle!"

„Ich denke, dahin fahre ich sowieso!" antwortete der Matrose; „und diese Flasche ist das Beste, was ich bis jetzt auf der Welt traf, um damit zur Hölle zu fahren. Nä, Herr!" rief er noch einmal, „das ist jetzt meine Flasche, und du kannst sehen, wo du 'ne andere herkriegst!"

„Kann dies wahr sein?" rief Keawe; „um deinetwillen bitte ich dich dringend: verkaufe sie mir."

„Ach, Quatsch!" antwortete der Bootsmann. „Du dachtest, ich wäre ein Schafskopf, jetzt siehst du, daß ich keiner bin und damit basta! Wenn du keinen Schluck von dem Rum haben willst, will ich selber einen nehmen. Hier, prost! Und gute Nacht!"

So ging er denn die Allee hinunter nach der Stadt zu, und damit verschwindet die Flasche aus dieser Geschichte.

Keawe aber rannte zu Kokua, so leicht wie der Wind; und groß war ihre Freude in dieser Nacht; und groß war seitdem der Friede aller ihrer Tage im Blanken Hans.

—: Ende. :—

Das Telephongespräch.

Skizze von Otto Schumann.

Zwei elegant gekleidete Herren betraten den Hollbüllschen Juwelierladen am Kongens Nytorv, eins der ersten Geschäfte der dänischen Hauptstadt. „Wir kommen im Auftrage von Mr. Greenback, wegen des Rubinschmucks, den wir uns neulich schon angesehen haben. Mr. Greenback ist nicht abgeneigt, das Stück zu kaufen, vorausgesetzt, daß wir uns über den Preis einig werden.

„Ich nannte Ihnen bereits den Betrag, meine Herren," entgegnete verbindlich Herr Hollbüll. „Sie wissen, ich habe feste Preise; unter 75 000 Kronen kann ich den Schmuck nicht ablassen."

„Ich dachte es mir wohl", meinte der Ältere der beiden Besucher, dem Akzent nach unschwer als Amerikaner zu erkennen. „Greenback wird nicht billiger dazu kommen. Aber ich möchte doch lieber erst noch einmal mit ihr sprechen. Kann ich hier telephonieren?"

„Aber gewiß! Die Fernsprechzelle ist dort drüben in der Ecke."

Der andere betrat die Zelle. Durch die Glasscheibe in der Tür konnte man beobachten, wie er den Hörer abnahm, seine Nummer wählte und dann, lebhaft gestikulierend, sein Gespräch führte, wenn auch kein Wort davon im Laden zu verstehen war. Nach einigen Minuten erschien er wieder.

„Die Sache geht in rdnung", wandte er sich an den Juwelier. „Greenback ist mit 75 000 einverstanden. Wir sollen den Schmuck gleich mitnehmen."

„Ich muß Sie bitten, sich noch etwas zu gedulden", meinte Hollbüll. „Das wertvolle Stück liegt im Stahlfach meiner Bank. Ich lasse es aber sofort holen. Wie wünschen die Herren übrigens zu bezahlen? Vielleicht mit einem Scheck oder . . ."

„Nein, nicht per Scheck", wehrte derjenige, der bisher die Unterhandlung geführt hatte, ab. „Wir haben den Betrag in Tausendkronenscheinen bei uns. Das wird Ihnen auch das Liebste sein."

„Aber gewiß, das nenne ich ein glattes Geschäft. Bitte, sprechen Sie nach einer Stunde wieder vor."

Schlag fünf Uhr waren die beiden Amerikaner wieder zur Stelle. Herr Hollbüll hatte den Rubinschmuck bereit, dieser und fünfundsiebzig Tausenkronenscheine wechselten ihre Besitzer. Die Fremden verabschiedeten sich und begaben sich, sichtlich in gehobener Stimmung, in ein nahegelegenes Restaurant.

„Das ist glatten gegangen, als ich dachte", meinte der Jüngere schmunzelnd.

„Warum sollte es nicht glatt gehen? Die Sache war doch tadellos aufgezogen", entgegnete sein Begleiter. „Jetzt wollen wir nur schnell noch eine Kleinigkeit essen; in einer halben Stunde müssen wir im Zuge sitzen."

Auf dem Bahnhofe geschah dann etwas Unerwartetes. Zwei Herren trat plötzlich auf die Amerikaner zu: „Wir sind von der Kriminalpolizei. Bitte, folgen Sie uns ohne Aufsehen."

„Aber was wollen Sie denn? Wessen beschuldigt man uns?" — „Erklärungen erhalten Sie später. Jetzt zum Auto!"

In rascher Fahrt gelangte man zum Polizeipräsidium. Die Amerikaner wurde in ein Zimmer geführt, wo Sie zu ihrer Überraschung neben einem höheren Polizeibeamten einen alten Bekannten, Herr Hollbüll, vorfanden. Bei seinem Anblick wurden die Verhafteten bleich, aber sie gaben ihre Sache noch nicht verloren.

„Sie wissen, weswegen Sie verhaftet sind?“ wandte sich der Polizeihauptmann an seine unfreiwilligen Gäste.

„Keine Ahnung“, war die in etwas unsicherem Tone gegebene Antwort. „Hier liegt offenbar ein Mißverständnis vor. Wir bitten dringend um Aufklärung.“

„Die soll Ihnen werden. Herr Hollbüll, darf ich Sie bitten, uns eine Darstellung der mit dem Rubinkauf zusammenhängender Vorgänge zu geben.“

„Das ist mit wenig Worten geschehen“, kam der Juwelier der Aufforderung nach. „Vor einigen Tagen erschienen diese beiden Herren in meinem Geschäft, um angeblich im Auftrage eines Herrn Greenback einen Rubinschmuck zu kaufen. Heute erschienen sie wieder, um den Kauf abzuschließen. Vorher wünschte dieser da — er wies auf den Älteren der Fremden — noch einmal mit seinem Auftraggeber zu telephonieren. Zufällig beobachtete ich ihn dabei durch die Glasscheibe der Tür, wobei mir sofort auffiel, daß er beim Wählen der Nummer die Scheibe nur vier- anstatt fünfmal drehte. Es konnte also keine Verbindung zustande gekommen sein. Gleichwohl führte er scheinbar ein lebhaftes Gespräch, als dessen Ergebnis er mir die Zustimmung seines Auftraggebers zu dem Kaufabschluß mitteilte. Ich war mir sofort klar, daß hier ein Betrug geplant sei, und als mir der Herr dann die Zahlung der 75 000 Kronen in Noten anbot, wußte ich auch, wie er ausgeführt werden sollte. Man würde mir natürlich falsche Scheine geben. Um die Verbrecher zu überführen, bestellte ich sie für eine Stunde später wieder, ließ inzwischen Herrn Jörnsen hier, einen Sachverständigen von der Reichsbank, kommen und traf einige weitere Vorbereitungen. Die Fremden kamen wieder, ich erhielt meine 75 000 Kronen, und jene zogen mit dem Schmuck ab. Das war natürlich riskant, aber ich hatte dafür gesorgt, daß sie ständig im Auge behalten wurden. Herr Jörnsen hatte keine Schwierigkeit, die Noten trotz ihrer vorzüglichen Nachahmung als falsch zu erkennen. Nun, das weitere ergab sich ja von selbst.“ —

Die Verhafteten hatten bislang alles schweigend über sich ergehen lassen, aber jetzt verlor der Jüngere seine Ruhe. „Du Esel!“ fuhr er seinen Genossen an, „das kommt davon, daß du immer alles zu gut machen willst. Konntest du das ganz überflüssige Telephongespräch nicht lassen? Jetzt sitzen wir in der Patsche.“

„Das tun Sie allerdings“, meinte der Polizeioffizier, „einige Jährchen dürfte der Spaß Sie kosten. — Nielsen, führen Sie die beiden ab!“

Die Wühlmaus und der Adler.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Handbreite Rillen liefen über die schüttere Gartenkrume und verloren sich in der Grasnarbe des angrenzenden Wiesengrundes. Dann kam es wieder über die Gartenerde her. Man sah, wie der Humus sich handhoch hob, wie die Gemüse und Gartenkräuter ein Zittern überlief, wie die jungen Spalierbäumchen bis in den letzten Wipfeltrieb zusammenzuckten. Und die feinen Stimmchen der Wurzelträger schrien notvoll zusammen: „Habt acht! Der Unterirdische ist wieder am Werk, der ewige Wühler. Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

„Maul halten!“ gebot der Unterirdische rauh. „Ich muß doch fressen!“

Und er zog eine junge Mohrrübe tief in seinen Gang, daß nur die zartgrünen Blätterbüschel noch aus dem Boden ragten und sich dorrend der Sonne neigten.

„Leckerbissen!“ wandte sich der Wühler an eine besonders zarte Petersilie. „Dich heb ich mir für den Winter auf. Komm mit, Herzchen, in meine Vorratskammer. Du wirst dort nicht allein sein, sondern in bester Gesellschaft, bei deinesgleichen. Zier dich nicht lang — ich muß doch fressen!“

Zum dritten ging der Wühler den saftigen Wurzelknollen des Sellerie an: „Komm mein Dickerchen. Vollschlank ist ja wieder modern. Gerade mein Geschmack. Und ich muß doch fressen!“

Dann verhielt er im Wurzelwerk des Birnspaliers, daß die jungen Bäumchen bebten. „Bei euch halte ich jetzt mein Morgenmahl“, maulte der Unterirdische und nahm bald da, bald dort einen Bissen von den zarten Wurzelrinden. „Allerhand Hochachtung! Der Gärtner, der euch die Namen gegeben hat, hat es richtig erraten. Du bist wirklich die gute Louise, und du wahrhaftig die Köstliche von Charneu ... Aber ich besorge, er wird wenig Freude haben, wenn er euch demnächst als kahle Strünke aus der Erde heben wird. Ich liebe nun einfach das Wurzelhafte, besonders wenn es edel ist wie ihr. Denn ich muß doch fressen.“

Als er sich satt gefressen hatte, legte sich der Wühler neben einem Mausloch zum Verdauungsschläfchen hin und ließ sich ein Sonnenstrählchen auf dem gefüllten Bäuchlein tanzen.

„Verdauung“, dachte er zufrieden, „ist doch das Beste. Denn wozu hätte man soviel zum Fressen? Fressen ist der idealste Lebenszweck — oh!“

Wie aber der Wühler mit verkniffenen Äuglein durch das Mausloch blickte, dem Sonnenstrählchen entlang, sah er in Lüften einen Adler, der mit stillgebreiteten Schwingen seine stolzen Kreise zog.

„Spaßiges Viehzeug!“ dachte der Wühler bei sich. „Fliegt da oben in der Luft umher, wo es nicht ein einziges Naschwürzelein zum Fressen gibt.“ Und er erhob seine Stimme und schrillte zur blanken, blauen Sonnenhöhe hinauf: „Komm doch runter, Genosse! Da droben hast du ja doch nichts zum Fressen. Hier unten gibt's genug.“

Aber der Adler zog unbeirrt seine steilen, stolzen Kreise weiter.

Der Wühler sah ihm noch eine Weile zu, dann meinte er gelassen: „Nee, das da droben wäre nichts für mich. Ich — könnte kein Adler sein — nicht ums Verrecken. Denn was gibt's da droben zum Fressen? Vielleicht wenn die Welt einmal verrückt wird und mit den Wurzeln nach oben wächst, dann wollte auch ich mich nach oben bequemen. Aber bis dahin hat's noch gute Zeit. Einstweilen habe ich hier noch zu fressen. Und Fressen — das ist ein Lebensideal — oh!“

Und der Wühler schloß die Äuglein zum Verdauungsschläfchen.

Im nächsten Augenblick faßte ihn ein scharfer, kantiger Schnabel beim Schlafittchen, und hob ihn hoch mit sich ins Luftreich. „Oh“, dachte der Wühler, „ist's schon soweit? Wachsen die Wurzeln schon nach oben? Dann will ich mal probieren, wie hier das Fressen tut.“

Aber der Adler schüttelte ihn vor Ekel von sich und warf ihn untenhin in eine Rabenschar. Und die Raben fielen über ihn her, zerfleischten ihn stückweise und fütterten mit der Beute ihre Brut.

Und der Adler zog in der Sonnenhöhe seine schwingenstillen Kreise weiter, scharflugend nach Wühlern und eklem Gewürm.

Es gibt noch andere Lebenszwecke als Wühlen, Schwätzen und Fressen ...

Intermezzo.

Sie: „Siehsde, siehsde, siehsde, Mann?
Nu fängds doch zu dräbbeln an!
Und de Schärme schdehn drheeme!
Und mir griechn nasse Beene!“
Er: „Bin ich edwa daran schuld?!?
Duu hasd es doch nich gewulld,
Daß mr Schärme middenähm!
's däde heid keen Räächn gähm!“
Sie: „Nee, Mann! 's is mr doch zu dumm!
Drähs nur wieder mal hibsch 'rum!
Du! Duu meendesd doch drheeme:
Schärme brauchd mr heide keene.
Na, mir gäb's än Heidnschbaß,
Wirdmr jedze bidschenaß!“
Er: „Weib, du wärschd umsonst dich frein;
Gucke hier: der Sonnenschein!
Unser Schdreid hadd gar keen Zwegg;
Glei sind alle Wollgn weg!“
Sie: „Na, da hadd 'ch doch Rechd drheeme:
Schärme brauch' mr heide keene!“

Ludwig Waldau.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.